

SPRACHWISSENSCHAFT

Sprache in der Literatur und im Alltag
Ausgewählte Aufsätze

Ulla Fix

T Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Ulla Fix
Sprache in der Literatur und im Alltag

Ulla Fix

Sprache in der Literatur und im Alltag

Ausgewählte Aufsätze

F Frank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

ISBN 978-3-86596-369-7

ISSN 1862-6149

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2013. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Taucha bei Leipzig.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Inhaltsverzeichnis

Was hat die Sprachwissenschaft zu literarischen (und anderen) Texten zu sagen?	7
I. Grundsätzliches – literarische und andere Texte	35
Aktuelle linguistische Textbegriffe und der literarische Text.....	37
Literaturwissenschaft und Linguistik – Das Projekt „LiLi“ aus heutiger linguistischer Sicht.....	73
Die Wörter auf dem Papier und die Grammatik in den Köpfen	101
Nichtsprachliches als Textfaktor	121
Stil als komplexes Zeichen im Wandel	137
Was heißt Texte kulturell verstehen?	159
Zitier-, Reproduzier- und Mustertextsorten	185
II. Grenzüberschreitungen – Abweichen als Verfahren.....	205
Anders – bezogen worauf? Abweichen – wovon?	207
Texte an den „Rändern“: Dichtersprache und Alltagssprache. Literarische und nichtliterarische Texte	229
Grenzgänger zwischen literarischen und nichtliterarischen Texten – ein Thema für die Schule?	249
Texte zwischen Musterbefolgen und Kreativität.....	267
Politische Identität durch Sprachkunst	287

III. Analysepraxis – Zugänge zu Textwelten	319
Zugänge zu Textwelten. Linguistisch-literaturwissenschaftliche Möglichkeiten, in die Geschlossenheit eines Erzähltextes einzudringen	321
Theatertexte lesen – Sprachwissenschaftliche Zugänge zu Theatertexten	361
Johannes Bobrowskis „De homine publico tractatus“ – Bilderbogen und Traktat	377
Epochenstil im Tagebuch? Stilanalytische Untersuchung eines Gelehrtentagebuchs aus dem 19. Jahrhundert mit einem Seitenblick auf das Epochenstilproblem	395
Entstehung, intertextuelle Bezüge und sprachutopische Elemente des Romans „Der Erwählte“ von Thomas Mann	417
Quellenverzeichnis	447

Was hat die Sprachwissenschaft zu literarischen (und anderen) Texten zu sagen?

1. Vorgeschichte: Zürich und mein Vorhaben

Nach einem Vortrag zum Thema „Sprache und Denken“ an der Universität Zürich saßen Wissenschaftler, Studierende und Zuhörer aus der Stadt zusammen und diskutierten über die Rolle der Sprache bei der Wahrnehmung und Konstruktion von Wirklichkeit. Dabei kam die Rede auch auf die besonderen Wirklichkeitsbedingungen literarischer Texte und die Rolle, die Sprache bei dieser spezifischen Konstruktion von Wirklichkeit spielt. Einer der Anwesenden, Direktor einer Schule und Deutschlehrer mit großem Interesse an Sprach- wie Literaturwissenschaft, meinte, jemand müsse einmal eine Arbeit vorlegen, die aufzeigt, was die Sprachwissenschaft Erhellendes zur Literatur zu sagen hat. Obwohl es in der Sprachwissenschaft so viele für diese Zwecke ergiebige Ansätze gebe, werde doch zu selten Einschlägiges zu dem Thema geäußert. Demzufolge könne man auch in der Schule wenig dazu sagen. Diese Aufforderung eines Menschen, der aus der Praxis des Umgangs mit Sprache und Literatur sprach und sich durchaus im Publikationsangebot zu diesem Themenbereich umgesehen hatte, ist mir im Kopf geblieben. Ich würde sie, so dachte ich mir damals, später gern einmal aufgreifen. Das tue ich nun mit dem vorliegenden Band. Er versammelt eine Reihe der Aufsätze, die ich über die Jahre zum Thema ‚literarischer Text‘ veröffentlicht habe. In ihnen äußere ich mich unter verschiedensten Aspekten zum Themenkomplex „Sprache und schöne Literatur“ sowie zu den Beziehungen und Übergängen, die es zwischen literarischen und nichtliterarischen Texten gibt, und biete damit auch eine Reihe von Antworten an, die die Sprachwissenschaft aus meiner Sicht auf Fragestellungen zu literarischen Texten geben kann, also zu dem, was wir in Abgrenzung zu Texten schlechthin, „schöne Literatur“ zu nennen pflegen. Das Thema wird aus verschiedenen Perspektiven, teils theoretisch, teils analysepraktisch behandelt. Die Lektüre der hier zusammengestellten Texte könnte – so hoffe ich jedenfalls – vermitteln, dass man vielfältige Aufschlüsse über das Phänomen ‚schöne Literatur‘ erwarten kann, wenn man aus einem sprachbezogenen Blickwinkel darauf sieht, und dass ein sprachwissenschaftlicher „Rundumblick“ zum

Schluss zu einer ganzheitlicheren Perspektive auf das Phänomen ‚Literatur‘ unter sprachlichem Aspekt und zu einer vollständigeren Einsicht in ihre Eigenartigkeit und Problematik verhelfen kann.¹

Die Beiträge, die ich hier zusammengestellt habe, sind fraglos sprachwissenschaftlicher Natur. Dennoch sind sie mit dem Blick auch auf Nichtlinguisten geschrieben. Ich habe mir als Leser meiner Texte neben meinen Fachkollegen immer auch Vertreter benachbarter Disziplinen, vor allem der Literaturwissenschaft, vorgestellt, außerdem Lehrer und sprachlich interessierte Laien. So habe ich mich bemüht, der Aufforderung von Harald Weinrich gerecht zu werden, wie er sie in „Wege der Sprachkultur“ bereits 1985 formuliert hat, um dem damals schon virulenten Anspruch auf Interdisziplinarität gerecht zu werden.

[...] Es sollte [...] jedoch zur Regel des wissenschaftlichen Schreibens gemacht werden, dass man neben den bekannten Adressaten seines Faches auch immer den Adressaten irgendeines anderen [...] benachbarten oder vielleicht sogar weit entfernten Faches im Sinn hat. Für ihn, den unbekanntem Adressaten, sollte der Wissenschaftler auch schreiben und um seinetwillen so nahe wie möglich an der Gemeinsprache bleiben, damit dieser Unbekannte eines Tages sein Gesprächspartner werden kann.
(Weinrich 1985, 40f.)

Dieses Vorgehen ist, sofern es gelingt, nicht nur für die Adressaten, sondern auch für die Schreibenden selbst höchst nützlich, muss man sich doch zur Klarheit und zur (ja immer riskanten) Vereinfachung zwingen.

In dem vorliegenden Aufsatz soll nun versucht werden, das damals in der abendlichen Gesprächsrunde Geforderte explizit umzusetzen, indem ich in einem knappen Überblick Möglichkeiten der Sprachwissenschaft aufzeige, etwas zur Problematik der Spezifik literarischer Texte zu sagen, und dabei auf Beiträge in dem vorliegenden Band verweise, die dies genauer bzw. ausführlicher tun, als es dieser einleitende Überblick leisten kann. Ich frage also: Was kann die Sprachwissenschaft zum Verständnis des Wesens literarischer Texte

.....

1 Der Band versammelt Aufsätze aus den Jahren 1976 bis zum Jahr 2012. Einige Aufsätze, die ihres Themas wegen auch in diesen Band gehört hätten, sind bereits in den Sammelbänden „Stil – ein sprachliches und soziales Phänomen“ (2007) und „Texte und Textsorten – sprachliche, kommunikative und kulturelle Phänomene“ (2008) veröffentlicht worden. Damals war an den vorliegenden Band noch nicht zu denken.

beitragen? Indem ich diese Frage formuliere, wird mir klar, dass beides – das damalige Gespräch wie auch das bisher Geschriebene – von einem von mir wie von anderen als gegeben unterstellten, aber eigentlich durchaus strittigen Sachverhalt ausgehen, nämlich dem, die Sprachwissenschaft *habe* tatsächlich etwas zur Literatur zu sagen. Diese Annahmen werden aber einige – vor allem wahrscheinlich die Schöpfer literarischer Texte selbst und zum größeren Teil sicher auch die Literaturwissenschaftler – nicht teilen. Demzufolge Dem zufolge muss ich also erst einmal Voraussetzungen klären und zeigen, dass die Sprachwissenschaft in der Tat etwas zu literarischen Texten zu sagen hat und dass ich meine Kompetenz nicht überschreite, wenn ich mich zu diesem Gegenstand äußere. So erörtere ich meine Vorstellung von dem, was aus sprachwissenschaftlicher Sicht ein ‚literarischer Text‘ ist und worin die Schwierigkeiten bei dessen Bestimmung liegen.² Notwendigerweise wird hier deutlich, was die Sprachwissenschaft zu diesen speziellen Texten zu sagen hat und worin der Gewinn einer Kooperation zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft besteht. Ich sehe ihn darin, dass die Sprachwissenschaft in ihrer Disziplinspezifik über Wissen zu diesem Wirklichkeitsausschnitt verfügt, das nur sie hat und das für das Verständnis vom ‚literarischen Text‘ und dessen Analyse und Interpretation eigentlich unentbehrlich ist. Inwiefern solches Wissen für die genannten Aktivitäten nützlich sein kann, wird sich in den Beiträgen des Bandes, v. a. im dritten Teil „Analysepraxis – Zugänge zu Textwelten“ zeigen. Hinzu kommt, dass die Sprachwissenschaft spezifische Fragen stellt, die so in der Literaturwissenschaft nicht zur Rede stehen, die aber dort durchaus eine Rolle spielen könnten. Es handelt sich z. B. um Fragen wie die folgenden: Was ist ein Text? Welche Rolle spielt das Zeichen im Gefüge eines literarischen Textes? Wie bildet sich Bedeutung im Text? Wie beschreibt man die Kodes eines multimodalen Textes?

2. Vergangenheit: Wissenschaftsgeschichte der Germanistik

Wie stellt sich das Verhältnis von Literatur- und Sprachwissenschaft in Bezug auf den gemeinsamen Gegenstand ‚literarischer Text‘ in der Vergangenheit

.....
2 Das Buch von Henrik Nikula „Der literarische Text – eine Fiktion“ (Tübingen 2012) konnte ich leider erst nach Abschluss des Manuskripts zur Kenntnis nehmen und daher in meine Argumentation nicht einbeziehen.

dar? Die Disziplinen Literatur- und Sprachwissenschaft waren sich der Sinnhaftigkeit gemeinsamen Vorgehens und der Bedeutung des Blicks auf die Sprachgestalt der Texte, wie gleich gezeigt werden wird, immer schon, zumindest etappenweise, bewusst. Das gilt, obwohl es zur Zusammenarbeit von Sprach- und Literaturwissenschaft traditionell zwei grundsätzlich verschiedene Auffassungen gab und wohl auch gibt. Einer fast verächtlichen Ablehnung gegenüber der anderen Teildisziplin – zugespitzt und umgangssprachlich ausgedrückt in Charakterisierungen wie „Über-den-Wolken-Schweben“ für die Literaturwissenschaft und „Kommazählen“ für die Sprachwissenschaft – steht eine Art Sehnsucht nach Zusammenarbeit gegenüber. Mal dominiert die eine, mal die andere Haltung. Wie kommt es dazu? Während es einmal zum Selbstverständnis des Faches Germanistik gehörte, dass Sprach- und Literaturwissenschaft eine Einheit bilden, hat sich das im Laufe der Zeit geändert. Schauen wir noch einmal zurück. Anfangs, vom Beginn des 19. Jahrhunderts an, hat sich die Germanistik als eine Einheit von Sprach- und Literaturbetrachtung, von Volkskunde und Rechtsgeschichte verstanden, immer mit dem Blick auf den Umgang mit literarischen Texten und deren Edition. Die Beschäftigung mit der Sprache der Texte stand niemals infrage. Im Gegenteil: Den sprachlichen Gegebenheiten glaubte man Aufschlüsse über kulturelle Sachverhalte entnehmen zu können. Man kann – in heutiger Terminologie – von einer kulturwissenschaftlichen Herangehensweise an Sprachgestalten reden. Stellvertretend für viele sei hier Hermann Paul genannt, der in seinen Werken positivistische Genauigkeit, historisches Ergründen und kulturwissenschaftliches Deuten in beispielhafter Weise vereinigt hat.

In der Phase des Positivismus begann jedoch auch die Auseinanderentwicklung. Beide Teildisziplinen wandten sich zwar „harten Fakten“ zu, aber jeweils solchen von sehr verschiedener Art. Editorische Arbeit und Literaturgeschichtsbetrachtung innerhalb der Literaturwissenschaft, also der (genaue) Blick auf die Kontexte der Texte, standen der naturwissenschaftlich angelegten Detailarbeit, einer positivistischen Betrachtung der äußeren Sprachform in der Sprachwissenschaft gegenüber.

In den 60er/70er Jahren des 20. Jahrhunderts gab es wieder einen Versuch der Zusammenführung der beiden „Teile“. Zunächst ging es um eine interpretatorische Herangehensweise, die die Nutzung der Detailergebnisse positivistischer sprachlicher Analysen für eine hermeneutische Textinterpretation anstrebte und die auf einer neoidealistischen Stilistik als Methode beruhte. Es ging ausdrücklich um Textbeschaffenheit, um die sprachliche Oberfläche der

Texte. Geschätzt wurden Genauigkeit in der Beobachtung sprachlicher Details und Einfühlungsvermögen, das Sich-in-den-Autor-Versetzen, wenn es darum ging, die Leistung der Details für den Textzusammenhang zu erfassen. Literatur- und sprachwissenschaftliche Kompetenz waren im glücklichen Fall in einer einzigen Person vereint, die Analyse und Deutung gleichermaßen leisten konnte. Das glänzendste Beispiel ist Leo Spitzer. Für ihn war die literarische Sprache die *eigentliche* Sprache. Die von allen verwendete „Allgemeinsprache“ dagegen betrachtete er als Abweichung davon. Die Sprachgestalt, genauer der Stil eines Textes, galten ihm als der gemeinsame Ansatzpunkt beider Teildisziplinen. Wer sich in jener Zeit mit literarischen Texten befasst hat, wäre nicht auf die Idee gekommen, dass man sie – wie später in der Praxis des Dekonstruktivismus – unter Absehung von ihrer Sprachgestalt betrachten könnte.

Fast parallel dazu hat auch der Strukturalismus Literatur- und Sprachwissenschaft noch einmal in einem ernsthaften Bemühen um ein Zusammengehen vereint. Ansatz war die Idee, in einem eher naturwissenschaftlichen Vorgehen eine textbezogene strukturalistische Stilistik zu entwickeln, ausgehend von dem Gedanken, dass in einem Text alles mit allem in Beziehung steht, d. h. dass sich die Funktion und der Sinn eines sprachlichen Elements aus seiner Beziehung zu den anderen Elementen des Textes ergibt. Wenn man alle diese Beziehungen aufdeckt – das war die Idee –, hat man den Text in seiner Gänze und Einheit erfasst. Dieser Versuch, der Sprache der (literarischen) Texte mit quasi-mathematischen Methoden analysierend „auf den Leib zu rücken“, scheiterte endete aber nach kurzer Zeit. Die Erwartungen hatten sich für beide Seiten nicht erfüllt – offensichtlich erforderten die Methoden zu viel Aufwand im Verhältnis zu dem, was man anschließend über die Texte mehr wusste als zuvor. Vielleicht hing der Abbruch dieses strukturalistischen Experiments aber auch mit dem zugleich stattfindenden Paradigmenwechsel zusammen, den wir die „pragmatische Wende“ nennen. Neben dem Phänomen der Sprachhandlungen und Sprechakte rückte das Phänomen Text – auch unter pragmatischem Gesichtspunkt – als eigenständige sprachwissenschaftliche Größe ins Blickfeld. Nun sind es zum einen Textstrukturen, die die beiden Fächer interessieren, und zum anderen ist es – in die Textsphäre übertragen – die Frage Austins, was wir eigentlich tun, wenn wir sprachlich handeln. Was tun wir mit Texten? Wie handeln wir mit ihnen? Die Beschäftigung mit Textsorten auf der einen und mit Gattungen auf der anderen Seite vereint die Teildisziplinen noch einmal, jedenfalls gilt das in der sich mittlerweile stark differenzierenden Sprachwissenschaft für den Bereich, der sich als Textlinguistik und Textstilistik

zu etablieren beginnt. Die Textsortenbeschreibung, die ihre Wurzeln in dieser Frage hat, und die Gattungsbeschreibungen, für die auch Strukturen und Intentionen von Texten in ihrer Musterhaftigkeit von Bedeutung sind, treffen sich also im Blick auf das (im weitesten Sinne) Sprachliche der sie jeweils interessierenden Texte. Alles läuft auf die Tatsache hinaus, dass man es, von welcher Seite man auch an die Artefakte herangeht –, von der literaturwissenschaftlichen oder von der sprachwissenschaftlichen – mit Sprach- und Texterscheinungen zu tun hat.³

Gegenwärtig werden Rufe nach der Rückbesinnung auf die ehemals vorhandenen Gemeinsamkeiten laut. Wie könnte sich die Beziehung der beiden Teildisziplinen in der völlig anderen Wissenschaftssituation des 21. Jahrhunderts vor dem Hintergrund anderer Paradigmen, Konzepte und Methoden gestalten? Ist der Wunsch nach einem solchen Zusammengehen überhaupt realistisch? Und welches sind die Zugriffe, die man in der Zusammenarbeit nutzen könnte?⁴

Die in dem vorliegenden Band enthaltenen Aufsätze „Literaturwissenschaft und Linguistik – das Konzept „LiLi“ aus heutiger linguistischer Sicht“ (2010) und „Aktuelle linguistische Textbegriffe und der literarische Text“ (2009) folgen einem historischen Interesse. Es geht zum einen um Wissenschaftsgeschichte, also um die Metaebene. Wie verändert sich das *Selbstverständnis der mit Texten befassten Wissenschaftsdisziplinen*? Wie betrachten sie sich selbst? In welchem Paradigma sehen sie sich? Und wie verändert sich dieses? Zum anderen geht es darum zu verfolgen, wie sich der *Blick auf die Phänomene* ändert. Es geht also um die sprachliche Realität selbst. Wie entwickeln sich Auffassungen vom Text? Was erfahren wir daraus über den literarischen Text, der ja immer das Bindeglied zwischen den Teildisziplinen gewesen ist? Die Auseinandersetzung auf der Metaebene ist immer auch eine Reflektion dessen, was ‚literarisch‘, was ein ‚literarischer Text‘ ist. Die Diskussion der Auffassungen vom Text und die konkreten Textanalysen können nicht am literarischen Text vorbeigehen, sondern führen – im Gegenteil – zwangsläufig letztendlich immer auch zum Phänomen der Literarizität. Das ist unvermeidlich, weil man an literarischen Texten das „normale“ Texthafte, das also, was eine Satzfolge immer braucht, um zum Text zu werden, genauso erfassen kann wie auch das, was über das „Gebrauchte“, d. h. das unbedingt Nötige hinausreicht und zu-

.....
3 Genaueres dazu im dritten Teil dieses Aufsatzes.

4 Genaueres dazu im vierten Teil dieses Aufsatzes.

sätzlich da ist: das Verdichtete, Zugespitzte, das über die Beschaffenheit eines „normalen“ Textes hinausgeht und das in eben der Zuspitzung das Phänomen der Textualität besonders deutlich macht. Am Gedicht sind die Leistungen der Wörter, sind die der (oft reduzierten) Syntax viel deutlicher zu erkennen als im „normalen“ Sachtext. Und umgekehrt folgt der „normale“ Sachtext denselben syntaktischen, lexikalischen, semantischen Regularitäten wie der literarische „Ausnahmetext“. Hier knüpfen Sprach- und Literaturwissenschaftler, die sich um ein Zusammengehen bemühen, heute an.

3. Literatur- und Textbegriff

Was meine ich, wenn ich von ‚Literatur‘ spreche? Welchen Literaturbegriff vertrete ich und was folgt daraus? Es sei vorangestellt: Wenn sich Sprachwissenschaftler Gedanken über das Phänomen ‚schöne Literatur‘ machen, wird es selbstverständlich – weil das ihr Metier ist –, immer um Sprachlichkeit gehen, wobei „Sprachlichkeit“ im weitesten Sinne gemeint ist, auch kulturelle und historisch geprägte Phänomene des Sprachgebrauchs wie Textsorten bzw. Gattungen sind hier eingeschlossen. In diesem Sinne ist mein Blick auf Sprache und Sprachgebrauch kulturwissenschaftlich orientiert.

Wir wissen, dass es keinen einheitlichen Literaturbegriff gibt. Die Unbestimmtheit der Kategorie teilt das Phänomen Literatur mit den Kategorisierungen anderer kultureller Hervorbringungen wie z. B. – was die Sprachwissenschaft betrifft – mit den Kategorien ‚Text‘ und ‚Stil‘. Auch die Begriffe, die wir uns von den Phänomenen Text und Stil machen, sind unscharf, auch für diese Phänomene gibt es viele Bestimmungen und Definitionen. Damit muss und kann man leben. Je nach Erkenntnisinteresse wird man sich für eine Bestimmung entscheiden müssen, ohne zu übersehen, dass es andere, ebenfalls berechnete Möglichkeiten gibt, und ohne einen Alleinvertretungsanspruch zu erheben. Was die Kategorie ‚Literatur‘ betrifft, kann man nach Moenninghoff (2007, 445) im Wesentlichen dreierlei Verwendungsweisen konstatieren:

1. Man kann darunter die *Gesamtheit des Geschriebenen* verstehen. Diese Bestimmung bietet für die an der Spezifik „schöner Literatur“ Interessierten keinen Ansatzpunkt.
2. Man kann den Gegenstand der Literaturwissenschaft *perspektivenabhängig* sehen. Da es unterschiedliche Perspektiven gibt, sind die Herangehens-

weisen hier ebenfalls unterschiedlich: Eine Möglichkeit ist das *essentialistische Konzept*, das sich auf Bestimmungen durch Merkmalsanalysen, z. B. nach Funktion, Fiktionalität und Ästhetizität stützt. Eine andere Herangehensweise ist, *Literatur als Institution* zu begreifen. Literatur ist das – so die Festlegung –, was als Literatur deklariert wird, z. B. durch Gattungsbezeichnungen, z. B. durch den Ort der Publikation (Verlagsbezeichnung) und durch die Form (Gestaltung der Publikation). So weist auch Rühling (2011, 39f.) darauf hin, dass es neben anderen Bestimmungen von Literatur auch eine rein klassifikatorische gibt. Damit meint er die Zuordnung eines Textes zur Literatur, unabhängig von seiner Qualität. Und schließlich gibt es die Auffassung, dass Literatur bestimmt ist durch die *Art von Rezeption*, die sie auslöst.

3. Literatur kann auch aufgefasst werden als *die Gesamtheit aller Texte, die einen bestimmten Wert haben*. Rühling (2011, 39) spricht von der normativ-evaluativen Zuordnung. Das ist der Fall, wenn Texte gemeint sind, die zusätzlich zum Status der Zugehörigkeit zur Literatur von hoher Qualität sind. Im klassifikatorischen Sinne gehört also auch ein trivialer Roman, um ein Beispiel zu nennen, zur Literatur, bei einer normativ-evaluativen Auffassung kommt diese Zuordnung nicht infrage.

Es springt ins Auge, dass mit der Wertung nach dem Kriterium der Qualität so lange nichts gewonnen ist, wie man sich nicht auf die Bestimmung des Wertbegriffs geeinigt hat. Diese wird aber nicht nur ebenso unscharf wie bei den oben genannten Kategorien ausfallen, sie hat auch darüber hinaus eine ganz andere Dimension. Sich über eine Wert-Auffassung erneut verständigen zu wollen, eröffnete eine philosophische, ethische, ästhetische, soziologische Debatte. Ganz abgesehen davon, dass dies ein kaum lösbares Unterfangen ist, ist es außerdem entbehrlich, wenn – wie in unserem Fall – die Sprachform, die Gestalt des Textes, im Fokus steht. An ihr soll Literarizität erkannt werden. Sie ist kein Wert, auch wenn die Sprache natürlich Wertungen transportieren kann, sondern eine Gegebenheit, die es sachlich wahrzunehmen und in ihren verschiedenen Wirkungsangeboten zu erfassen gilt.

Ich gehe für unsere Zwecke von der Bestimmung des Literaturbegriffs *nach Merkmalen*, also von einem *essentialistischen Literaturbegriff*, aus, auch wenn mir bewusst ist, dass ich damit (zunächst) eine Reihe von Problemen ausblende. Der Bezug auf Merkmale der äußeren Form, der Textoberfläche, ist jedoch naheliegend und sogar unvermeidbar, wenn man sich mit literarischen Texten

beschäftigt. Man hat es dann nämlich mit dem zu tun, was allgemein ‚Poetizität‘ genannt wird und womit speziell die (unterstellte) besondere Verwendung der Sprache in der Lyrik gemeint ist. Wir finden sie aber auch angewandt auf literarische Texte schlechthin:

Poetizität ist notwendiges und hinreichendes Merkmal zur Unterscheidung literarischer Texte von nicht-literarischen, also genau jene Eigenschaft oder Klasse von Eigenschaften, die allen literarischen Texten zukommt und allen nicht-literarischen abgeht. Zu explizieren, was Poetizität ist, heißt explizieren, was Literatur ist. (Rühling 2001, 38)

Nun ist klar, dass Poetizität in den betreffenden Texten mehr oder weniger ausgeprägt vertreten sein kann. Gedichte haben sicher eine stärkere Ausprägung von Poetizität, d. h. sind ästhetisch durchgearbeiteter als ein umfangreicher narrativer Text. Ein besonderes Gewicht der Form finden wir aber in allen diesen Texten, jedenfalls soweit sie „herkömmlicher“ Natur sind, also nicht zur „entgrenzten“, „entkunsteten“ Kunst des 20. und 21. Jahrhunderts zählen, sondern Kunst als „schöne Kunst“ im traditionellen Kunstverständnis repräsentieren. Bewertungskriterium ist hier das „ästhetisch Schöne“ (Kösser 2006, 439). Schöne Kunst hat, wie Kösser, mit Bezug auf Kant sagt, „das Gefühl der Lust zur unmittelbaren Absicht“, eine „Lust, die nicht auf bloße Sinnesempfindung aus ist, sondern welche die reflektierende Urteilskraft ‚zum Richtmaße‘ hat, denn ‚Kunstschönheit ist eine schöne Vorstellung von einem Ding‘.“⁵ Schöne Kunst sollte uns „[...] eine Vorstellung von Ganzheit, Vollkommenheit, Ordnung Harmonie [liefern]“ (ebd.). In den Modernisierungsprozessen der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart wurde jedoch deutlich, dass der Zustand, den wir ‚Kunstschönheit‘ nennen, mittlerweile unmöglich geworden ist. „Die Kunst nach dem Ende der Kunst“ (ebd.), die in Prozessen der Modernisierung entsteht, kann nicht für sich stehen, d. h. sie verfügt nicht über Schönheit der Form, die sie als Kunst identifizierbar macht. Sie verlangt vielmehr, um als Kunst begriffen werden zu können, ein bestimmtes Maß einer „Zutat“ von außen, nämlich Reflexion und Kommentierung. Kurz: Sie muss als Kunst deklariert werden. Termini wie ‚Kommentarbedürftigkeit‘, ‚Kunst als Verabredungskategorie‘ oder ‚Kontextualität‘ zeigen das.

.....
5 Immanuel Kant: Kritik der Urteilskraft. In: Werke in zwölf Bänden. Hg. von Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1974, Bd. X, S. 240 und 246.

Auf beides – Kunst als „Verkunstung der Wirklichkeit, bekannt als Ästhetisierung“, also „schöne“ Kunst, die mit Ganzheit, Ordnung und Harmonie zu tun hat (Kösser 2006, 440) und Kunst als „entkunstete“ Kunst, die nicht mehr an ‚Schönheit‘ gemessen werden kann, gehe ich in Beiträgen dieses Bandes ein. Dabei setze ich mich auseinander mit der Berechtigung oder (vermeintlichen?) Naivität, die sprachliche Form der Texte – genauer ihre Geformtheit unter dem Aspekt der Ästhetisierung – zum wesentlichen, ja kategorialen Element bei der Bestimmung literarischer Texte zu machen, und gehe auch auf die Grenzüberschreitungen ein, die es im Laufe der „Entkunstung“ der Kunst und der Ästhetisierung des Alltags gibt, so z.B. in den Aufsätzen „Texte an den Rändern“ (2009), „Anders – bezogen worauf?“ (2012), „Grenzgänger zwischen literarischen und nichtliterarischen Texten“ (2005). Man sieht an zwei Prozessen, wie sich die Lebensbereiche der Kunst und des Alltags immer mehr durchdringen: zum einen an dem Bestreben, anders zu sein als andere und dies mit Ästhetisierungsprozessen auch im Alltag zu erreichen, und zum anderen am Gestus des Verzichtens auf Ästhetisches/Schönes im Bereich der Kunst.

Die Tatsache, dass es, was die Form betrifft, „durcheinander geht“, dass es Grenzüberschreitungen und verschwimmende Konturen gibt, dass „Schönes“ und „Entkunstetes“ nebeneinander existieren, heißt aus meiner Sicht aber durchaus nicht, dass das ‚Wie‘ eines Textes, seine Gestalt, zu der sprachliche und andere semiotische Elemente gefügt werden, eine vernachlässigbare Größe der Textbeschaffenheit wäre. Dafür habe ich zwei Gründe:

1. Es handelt sich bei der Tatsache, dass Artefakte Produkt einer Gestaltung sind, um etwas *Universales*, außerhalb von Zeitströmungen Existierendes; ausnahmslos jede gedankliche Hervorbringung muss notwendigerweise, um wahrnehmbar zu sein, eine Form, eine Gestalt haben. Alles, was wir inhaltlich erfassen, mitteilen und rezipieren wollen, bedarf einer – wie auch immer gearteten – sinnlich wahrnehmbaren Darbietung.
2. Gestalt verdient grundsätzliche Beachtung als ein *ästhetisches Phänomen*. Das gilt dann, wenn man ein Verständnis vom Ästhetischem hat, das sich auf die Form und nicht auf den Inhalt bezieht und das nicht das „Schöne“ als hervorgehobene ästhetische Leistung von überragender Qualität meint, sondern die Geformtheit, die jedes Produkt unseres Handelns aufweisen kann. Es geht also um den Teil ästhetischer Hervorbringung, der in der sprachlichen Darstellung, im ‚Wie‘ der sprachlichen Fassung, in ihrer Präg-

nanz (vgl. Kainz 1948, 528) und Einheitlichkeit liegt.⁶ In Textverstehens-
theorien gilt eine einheitliche und prägnante Darstellung (Groeben 1990,
Bock 1989) als entscheidende Bedingung für das Verstehen. Eine solche
Darstellung ist demnach sowohl die Voraussetzung für Verstehen schlecht-
hin als auch die Bedingung für Ästhetizität, wenn man letzteres im Sinne
einer „Ästhetik des Alltags“ versteht, bezogen auf praktisches alltägliches
Verhalten und Gestalten, wie es zur menschlichen Lebenspraxis gehört.

Es kommt also nicht nur darauf an, *dass* Wahrnehmbarkeit durch Gestaltge-
bung gewährleistet ist, sondern auch darauf, *wie* sie Gestalt gefunden hat. Es
ist weder für literarische noch für andere Texte beliebig und folgenlos, wie die
Form eines Artefakts beschaffen ist. Herkömmlicherweise versteht man unter
dem Literarisch-Ästhetischen eine besondere Leistung der Form, die auf Ex-
pressivität, Abweichung, Verfremdung oder auf Eleganz⁷ zielt. Die Form von
Alltagstexten dagegen gilt als unmarkiert, als belanglos. Diese Annahmen
werden hinfällig, wenn man sich bewusst macht, dass einerseits Ästhetisie-
rungsprozesse auch bei nichtliterarischen Texten stattfinden und dass anderer-
seits mit „ready-made-Texten“ Fälle vorliegen, in denen auf eine besondere
formgebende Leistung bewusst verzichtet wird, wo keine oder minimale for-
male Eingriffe (allenfalls z. B. das Einfügen einer Überschrift, strophenartige
Einteilung, Kleinschreibung u. Ä. stattgefunden haben, sondern in denen Wert
darauf gelegt worden ist, den aus der Welt der Sachtexte entlehnten Text gerade
so, wie er ist, in einen literarischen Kontext zu stellen.⁸

In literarischen wie in Sachtexten kann es Hervorhebung durch die Form
geben – mit dem Ziel, die „maximale Konzentration der Aufmerksamkeit auf
einen gegebenen Gegenstand“ (Mukařovský 1982, 32f.) zu richten. Diese Be-
stimmung erklärt zwar unseren ästhetischen Alltag, trägt aber nichts zur Er-
hellung der Spezifik literarischer Texte bei. Mit Ästhetischem ist hier nichts
Elitäres, Gehobenes, auch nichts künstlerisch Ästhetisches gemeint, sondern
das praktisch Ästhetische im Sinne des Sichtbarmachens und Überhöhens.
Das ‚Sichtbarmachen‘ kann man mit Soeffner (1986, 319) beschreiben als

6 Kainz unterscheidet zwei Arten von Ästhetischem: Formästhetik und Gehaltsästhetik, Wirkung
der „Wortleiber“ und „Träger von Gedanklichem“ (1948, 529). Dieser Unterscheidung folge ich.

7 Im Sinne der in Mathematik und Naturwissenschaften üblichen Vorstellung von ‚Eleganz‘ als
hohem Maß von Einfachheit und Durchsichtigkeit.

8 Horst Bienek z. B. macht in „Vorgefundene Gedichte“ (Hanser 1969, 15) aus einem Auszug aus
dem Amtlichen Fernsprechtagebuch von 25, 968/69, S. 292 ein Gedicht unter dem Titel „Kommuni-
kation“.

„Bündelung beobachtbarer Handlungen, die ausgeführt werden müssen, um eine einheitliche Präsentation zu erzielen“. ‚Überhöhen‘ meint das Hinausgehen über das Typische im formalen Bereich, „eine sichtbare, einheitsstiftende Präsentation, in die jede Einzelhandlung und jedes Detail mit dem Ziel eingearbeitet ist, eine homogene Figuration oder ‚Gestalt‘ [...] zu bilden und darzustellen“ (ebd., 319). Beides sind Ästhetisierungsvorgänge, die uns jederzeit außerhalb literarischer Texte begegnen können.

Zusammenfassend: Was hier unter Ästhetischem verstanden werden soll, ist das Verweisen des Textes auf sich selbst, auf seine Form. Wo die Form nichts Selbstverständliches ist, nichts, das bei der Rezeption untergeht, sondern wo sie präsentiert, hervorgehoben wird, können wir von Ästhetischem sprechen. Diese Vorstellung von Alltagsästhetik wird flankiert durch die Auffassung von einer „gehobenen“ (gewerteten) Ästhetik, d. h. der ‚Poetizität‘, die Merkmal literarischer Texte ist. Sie gilt als „die auf Texte bezogene Variante einer Eigenschaft, die man als ‚Ästhetizität‘ bezeichnen könnte, ein Merkmal, das Objekte der Kunst ganz allgemein von nicht zur Kunst gehörigen Gegenständen unterscheidet“ (Rühling 2011, 26).

Ästhetizität findet sich aber, wie wir gesehen haben, nicht nur in literarischen Texten und kann demnach kein hinreichendes Kriterium sein für die Bestimmung dessen, was als Literatur gelten soll. Muss man, so hat man sich an dieser Stelle zu fragen, nicht auch eine Unterscheidung in den Funktionen berücksichtigen, also eine Merkmalsanalyse nach ‚Funktionalität‘ (vgl. Moeninghoff 2007, 445) vornehmen? Sind nicht auch spezifische Bündelungen von Funktionen, z. B. die von geistig-moralischer und formbezogener Funktion (vgl. Adamzik 2004, 116f.), und die Ermöglichung hedonistischen Erlebens von Welt als Gesichtspunkte bei der Klassifizierung eines Textes als ‚literarisch‘ zu berücksichtigen? Dies vor dem Hintergrund der Sachtexte, denen je nach Ausprägung z. B. eine intellektuelle, eine praktische, eine handlungsanleitende Funktion oder auch eine Mischung dieser Funktionen (ebd.) zugesprochen werden kann? Wo die Form aus pragmatischen Gründen – bessere Verstehbarkeit, Wecken von Aufmerksamkeit in der konkurrierenden Flut der Texte – gewählt wurde, können wir mit einem Sachtext rechnen. Wo die Form aus Gründen der Rezeptionslust gewählt wird, können wir von der ästhetischen Funktion reden und man ist schnell geneigt, dies als Merkmal literarischer Texte anzusetzen. Die Wahrnehmung von solcherart hervorgehobenen Texten erfordert eine besondere und, wie Dorschel (2002) meint, lustvolle, reizvolle Bewältigung der vom Text gesetzten Verstehensmühen, die „Entzifferung“ der

unüblich präsentierten Zeichengestalt. Bei der Umsetzung dieser Ziele müssen sich aber – so einfach ist es eben doch nicht –, die Mittel, die in literarischen und nichtliterarischen Texten gewählt werden, nicht unterscheiden. Hervorhebung wird in allen Bereichen vollzogen, indem man über das Gewohnte hinausgeht, indem man nicht die üblichen Mittel und Muster verwendet, sondern zu Verfahren greift, deren Wesen in der Abweichung, im Bruch kultureller Konventionen besteht (Fricke 2000; Fix 2009).

Da sich Ästhetizität und auch Funktion als unsichere Kandidaten für die Zuordnung zu literarischen Texten erwiesen haben, bleibt nur eine Schussfolgerung, nämlich die, dass Literarizität für Texte der Moderne, da sie nicht immer aus der Textgestalt, aus ihrer Sprache selbst hervorgeht, eine Verabredung darstellen kann und dann außerhalb des Textes und seiner Sprache liegt. Das heißt, was literarisch sein soll, muss in diesen Fällen reflektiert, verbalisiert und kommentiert werden. „Es ist [...] offensichtlich“, so Rühlings nüchternes Fazit (2001, 39f.), „dass eine Explikation des Begriffs der Literatur ebenso wie desjenigen der Kunst sich gleichsam per definitionem stets nur auf die klassifikatorische Verwendungsweise des Begriffs beziehen kann.“ Damit hat man nichts erfahren über die Spezifik literarischer Texte, aber man kann alle sich als literarisch verstehenden und durch Gattungs- bzw. Genrebezeichnungen so deklarierten Texte – sowohl die zentralen als auch die Randphänomene – auf diese Weise, unabhängig von ihrer Qualität, als seriöse Untersuchungsgegenstände betrachten. Vor diesem Hintergrund lassen sich auch Phänomene wie „Mustermischungen“, wie Übernahmen literarischer Techniken und Verfahren in Sachtexte beschreiben. Man bekommt die Phänomene der Ästhetisierung des Alltags und der Entästhetisierung der Kunst in den Griff.

Auch wenn die Ausgangsfrage, ob und – gegebenenfalls wie – literarische von nichtliterarischen Texten unterschieden werden können, nicht mit einem klaren Ja oder Nein und nicht einem einfachen Kriterienapparat beantwortet werden konnte, auch wenn das „Schöne“ seines Alleinvertretungsanspruchs beraubt ist und wir keine scharfen Abgrenzungen zwischen literarischen und nichtliterarischen Texten mehr vornehmen können, ist Resignation nicht am Platze. Gerade aus dem Bemühen, die Unschärfe zu beschreiben, lernen wir sehr viel über den Charakter der einen wie der anderen Textgruppe. Ein Gewinn ist aus meiner Sicht auch, dass sich die Notwendigkeit zeigt, interdisziplinär an das Problem heranzugehen. Die Auseinandersetzung mit dem Phänomen, dass ein Textstatus, eben der des literarischen Textes, der Verabredung und Kommentierung bedarf, erfordert offensichtlich Wissen über Kommuni-

kation und Semiotik, über Sprache und Sprachgebrauch. Das sollte uns ermutigen, die Grenzen zwischen den betreffenden Disziplinen offensiver als bisher zu überschreiten und deutlich zu machen, worin die Beiträge sprachwissenschaftlicher Untersuchungen liegen könnten.

4. Gegenwart und Zukunft: aktuelle Forschungsfelder und Ausblicke

Der Frage, was die Sprachwissenschaft zur Verständigung über literarische Texte beitragen kann und welchen Aufgaben sie sich auf diesem Feld künftig stellen sollte, will ich mich nun zuwenden. Was berechtigt mein Fach dazu, der Literaturwissenschaft ein interdisziplinäres Gespräch und „Mithilfe“ anzutragen? Ich werde auf einige Schwerpunkte eingehen, die aus sprachwissenschaftlicher Sicht für die Auseinandersetzung mit literarischen Texten besonders aktuell bzw. zukunftssträchtig sind und es daher verdienten, ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt zu werden. Es sind die folgenden: Textbegriff/Textsorten/Umgang mit Textsorten unter dem Aspekt ihrer Stabilität; weiter: Hermeneutik/Textanalyse/Textverstehen/Textinterpretieren; außerdem: Zeichenhaftigkeit/Materialität/Medialität/Lokalität (vgl. „Zitier-, Reproduzier- und Mustertextsorten“ 2009, „Nichtsprachliches als Textfaktor“ 2008). Und schließlich auch alles, was sich aus der Spezifik elektronischer Speicherung und damit gegebener Zugriffsmöglichkeiten an Folgen für den Textcharakter ergibt.

Nach meiner Auffassung kann die Sprachwissenschaft mit ihrer ausgedehnten und mittlerweile stark differenzierten *Textdiskussion* eine tragfähige Basis sein für jede – auch und gerade für die literaturwissenschaftliche – Beschäftigung mit dem Phänomen des literarischen Textes. Mit ihrer Teildisziplin ‚Textlinguistik‘ vertritt sie auf ihrem heutigen Stand ja nicht mehr einen transphrasischen, also eher grammatisch begründeten Textbegriff, wie dies zu Anfang der Fall war, sondern sie hat handlungsbezogene, semiotische und diskurslinguistische Textauffassungen entwickelt, denen die Vorstellung vom intentionalen, prozesshaften, semantisch offenen und rezipientenabhängigen, historischen und kulturell bedingten Charakter der Texte allgemein und der literarischen Texte im besonderen zugrunde liegt und die durchweg geeignet sind, der Offenheit und Vielschichtigkeit der Texte, auch der literarischen, auf die Spur zu kommen. Da sich dies alles nicht anders als durch die Sprachlichkeit des Textes konstituieren kann, ist Stil bei einer solchen Auffassung als Textoberflä-

chenphänomen immer schon mitgedacht. So hat sich folgerichtig auch eine Textstilistik entwickelt. Sie wendet sich dem Text nicht nur als grammatischem, sondern auch als handlungsbezogenem, zeichenhaftem, Sinn konstituierendem, kulturellem und medienbestimmtem Phänomen zu. Auch die Medialität der Texte, ihre materielle Realisierung und der Ort ihrer Publikation sind hier von Bedeutung

Einen hervorgehobenen Platz nimmt in diesem Kontext die *Textsortenlinguistik* ein. Als neuere Richtung der Textlinguistik versteht sie sich zum Teil als kulturwissenschaftlich orientiert und geht demzufolge historisch, kultursemiotisch, interkulturell oder interlingual vergleichend bzw. alles miteinander verbindend vor. Die innersprachliche Perspektive der Textsortenbetrachtung rückt damit an den Rand. Texte werden nun als kommunikativ-kulturelle Muster untersucht, die die Mitglieder einer Kulturgemeinschaft als Mittel ihres Handelns kollektiv hervorgebracht haben. Die Textsorten, über die eine Gemeinschaft verfügt, sind kulturelle Routinen, die ihre Mitglieder brauchen, um miteinander leben und agieren (Hausordnung, Gerichtsurteil, Liebesbrief) und sich selbst reflektierend in den Blick nehmen zu können (Gedicht, Predigt, philosophisches Traktat). In diesem Sinne sind Muster von Textsorten kollektiv verinnerlichte Wissensbestände. Sie umfassen Wissen von der Welt, Kenntnis von Handlungsnormen, Wissen über die Sprache und über kulturelle Gepflogenheiten. Zu letzterem gehört auch das Wissen um die gesellschaftliche Funktion – den „Sitz im Leben“ (Gunkel 1986, Jauß 1972) –, die einer Textsorte mit ihrem Muster jeweils eigen ist. Welche spezifische Lösung für Probleme der Lebenswirklichkeit ermöglicht eine bestimmte Textsorte? Wie muss sie gestaltet sein, um ihre Aufgabe zu lösen? Ein Zusammengehen von Sprach- und Literaturwissenschaft ist in diesem Zusammenhang gut denkbar; denn hier kommt die Kategorie der ‚Gattung‘ ins Spiel, der Komplementärbegriff, den die Literaturwissenschaft für das bereithält, was Linguisten ‚Textsorte‘ nennen. In Gattungen sind kulturelle, historische wie sprachlich-textliche Wissensbestände in reichem Maße gespeichert und miteinander verzahnt. Sie von beiden Seiten her zu untersuchen, könnte neue Aufschlüsse, vor allem für den Bereich der Form, geben.

Ein bisher noch nicht im Blick befindliches Problem, dessen Lösung für die Statusbeschreibung von Textsorten aber relevant wäre, ist die Frage nach der *Festigkeit der Textoberflächen*, also der Stabilität der sprachlichen Form. In der Textsortenlinguistik interessiert man sich bisher nur für den Umgang mit Texten, die für den Gebrauch und im Gebrauch erst hergestellt werden. Stich-

worte: Textproduktion, Textproduzent. Dem ist entgegen zu halten, dass einerseits nicht jeder Text neu gebildet werden muss (Formulartexte z. B. liegen vorformuliert vor; dieselben Sprüche werden immer wieder gesprochen) und dass andererseits nicht jeder Text an strikte Formvorgaben gebunden ist (in der Regel werden Texte nach internalisierten Textmustern relativ frei gebildet). Bezogen darauf haben wir nach mehr oder weniger vorhandener Stabilität drei Gruppen vor uns:

1. Texte mit einer in jeder Hinsicht festgelegten ästhetisierten Form, die immer wieder reproduziert wird. Man kann sie *Zitertexte* nennen (z. B. Segensspruch, Gedicht).
2. Texte mit durchgehaltener ästhetisierter Darstellungsweise, die dem Sprachgestus einer Textsorte bzw. Gattung entsprechend neu gebildet wird (einfache Formen wie z. B. Märchen, Witz). Es handelt sich vor allem um mündlich tradierte Texte. Sie können *Reproduziertexte* genannt werden.
3. Texte mit signalhaften, die Textsorte indizierenden Merkmalen ohne grundsätzlichen Ästhetisierungsanspruch, die den prototypischen Elementen eines Textmusters entsprechend gebildet werden (Alltagstexte jeder Art). Sie können als *Mustertexte* bezeichnet werden.

Mit einer solchen Differenzierung eröffnen sich neue Perspektiven auf das Phänomen der Gattung bzw. des Textmusters. Es liegt auf der Hand, dass diese Einteilung und Typisierung für die Betrachtung von Texten unter literarischem Aspekt von Bedeutung ist. Als Texte mit festen Formen der Textoberfläche sollen solche verstanden werden, die in der Regel unverändert, also wie Zitate gebraucht werden. Das betrifft den religiösen und kultischen Bereich mit Textsorten wie der „Familie“ der Sprüche, so z. B. Segensspruch, Zauberspruch, Orakel. Vor allem aber gehört der gesamte Bereich literarischer Texte hierher. Ihre zitierende (mündliche oder schriftliche) Reproduktion ist an die Bedingung der Wörtlichkeit geknüpft. Hier darf nichts verändert werden, wohl aber darf durch die Art des mündlichen Vortrags interpretiert werden. Die Tatsache, dass die Verwendung nicht als Reproduktion, sondern als Zitation vor sich geht, verweist auf die rhetorische Kategorie der Wiedergebrauchsrede. Dies ist aufschlussreich, weil Texte, die immer wieder zitiert werden, einer besonderen Bedingung unterliegen: Sie müssen der Abnutzung beim Gebrauch durch ihre prägnante oder originelle Form standhalten können. Das ist

ein Punkt, an dem die Formfrage und die Poetizitätsdiskussion virulent werden können.

Reproduziertexte sind Texte mit fester Sprachgebärde, aber nicht festgelegtem Wortlaut. Dem Produzenten ist aus Erfahrung die Vorstellung von einem Sprachgestus, einem Ton, dem Stil einer Sphäre gegeben, den er selbst aus den vorhandenen Mitteln und mit dem Gefühl für den angemessenen Gebrauch dieser Mittel hervorbringen muss. Das ist z. B. der Fall, wenn er einen Witz wiedergeben oder ein Märchen erzählen will. Der Vortrag erfordert einen bestimmten Ton. – eben den Märchenton oder den Ton pointierten Witzersählens. Bei Reproduziertexten sind Abwandlungen zwar immer möglich, sie dürfen jedoch den Sprachgestus des gesamten Textes nicht stören. Mit diesem festen Gestus stehen sie zwischen literarischen und nichtliterarischen Texten. Hier könnte sich die fällige Auseinandersetzung mit den „Einfachen Formen“ anschließen, wie sie Jolles schon 1930 vorgestellt hat.⁹ Die Kategorie der ‚Gestalt‘ ist Ansatz seiner Überlegungen. Er richtet seine Aufmerksamkeit auf die Form und wählt als unterscheidendes und klassifizierendes Merkmal die Sprache, die „Sprachgebärde“. Mit allen Mitteln, die „uns Sprach- und Literaturwissenschaft an die Hand geben“ (ebd., 9), so sagt er, soll erfasst werden, wie aus Sprache Literatur wird, „wann, wo und wie Sprache, ohne aufzuhören, Zeichen zu sein, zu gleicher Zeit Gebilde werden kann und wird“ (ebd., 9), ein höchst aktueller zeichentheoretischer Gedanke. Hierauf könnte sich ein gestalt- und zeichenbezogener Dialog zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft beziehen, der diesen bisher wenig beachteten, kulturell aber eminent wichtigen Texten gerecht werden könnte.

Die Konstanzer Richtung der *Wissenssoziologie* mit ihren Hauptvertretern Bergmann und Luckmann (1993) sowie Günthner (1995) stellen den Jolles’schen „Einfachen Formen“ die Kategorie der ‚*kommunikativen Gattungen*‘ an die Seite. Unter ‚Gattungen‘ verstehen sie im konstruktivistischen Sinne „historisch und kulturell spezifische, gesellschaftlich verfestigte Lösungsmuster“ (Bergmann/Luckmann 1993, 2), die dazu dienen, mit alltagspraktischen Problemen kommunikativ erfolgreich umzugehen. Die Leistungen dieser Gattungen sehen sie darin, dass Erfahrungen der Lebenswelt „in einigermaßen verbindlichen Formen thematisiert, bewältigt, vermittelt und tradiert werden“

.....
9 Die Tatsache, dass 2006 die achte Auflage der „Einfachen Formen“ erschienen ist sowie die Bezugnahme aller literaturwissenschaftlichen Einführungsliteratur auf dieses Werk zeugt von der Bedeutung, die das Buch auch heute noch hat.

(ebd.). Die Konstanzer Arbeitsgruppe hat dies u. a. an mündlichen Formen wie Klatschen, Mokieren, Klagen und Frotzeln untersucht und als Resultat sowohl die Funktionen als auch die Formen dieser Gattungen beschrieben. In der Weiterführung durch Günthner (1995) ist von „Binnenstruktur“ (ebd. 201ff.), d.h. von den verbalen und nonverbalen Gestaltungsmitteln die Rede sowie von der „Außenstruktur“ (ebd. 204f.), d. h. vom Zusammenhang der kommunikativen Gattungen mit sozialen Milieus, mit ethnischen und kulturellen Gruppierungen. Gattungen/Textsorten müssten sich demnach beschreiben lassen nach ihrer von einer bestimmten Kulturgemeinschaft geprägten Art des „Zugriffs auf die Welt“. Sowohl nichtliterarische als auch literarische Texte kämen bei einem solchen Vorgehen in den Fokus. Man hätte so eine Vergleichsgrundlage, die das Entdecken von Differenzen wie Übereinstimmungen ermöglichte. Die *Textsortenlinguistik*, von deren Vertretern ich hier nur Adamzik (1995) nennen will, geht ebenfalls davon aus, dass die Mitglieder einer Kultur- und Kommunikationsgemeinschaft über Textsorten routinemäßig verfügen. Sie haben sie als Muster ihres sprachlichen Handelns verinnerlicht. So wie wir typische Wortverknüpfungen, so wie wir Wendungen reproduzieren können, verfügen wir auch über Wissen von „Routineformeln auf der Textebene“ (Adamzik 1995, 28). Hierhin gehört die Gruppe der *Mustertexte*. Bei der Produktion solcher Texte folgt man, kognitionspsychologisch gesehen, prototypischen Vorgaben (typische inhaltliche und formale Elemente, typische Intention), also Mustern, deren Befolgung Signale hervorbringt, die für den Rezipienten das jeweilige Textmuster deutlich markieren. Anders als beim Gebrauch typischer Wortverbindungen und Wendungen, die wir als feste Formen wieder aufgreifen, besteht bei Textmustern ein relativ großer Freiraum. Wie er gefüllt wird, ist der kommunikativen Kompetenz der Textproduzenten überlassen. Ein Ästhetisierungsanspruch existiert nicht zwingend – weder aus Gründen der Merkmalsbarkeit und Hervorhebung, wie bei rituell gebrauchten Texten, noch aus Gründen der Individualisierung, wie das beim literarischen Text der Fall ist. Mit dem Musterbegriff wird alles, was die Abwandlung und Mischung von Textsorten betrifft, beschreibbar. Das ist deshalb von Bedeutung, weil auch für kooperierende sprach- und literaturwissenschaftliche Untersuchungen *Abweichungstexte* von besonderem Interesse sein müssten, also Textexemplare, die erkennen lassen, dass der Schreiber intendiert vom Üblichen abgewichen ist. Vor dem Hintergrund von Einzeltexten (Zitiertexte) oder vor der Folie eines Sprachgestus (Reproduziertexte) oder mit Bezug auf prototypische Textmuster (Mustertexte) erbringen die Abweichungstexte durch ihre jeweiligen „Eigen-

heiten“ einen Mehrwert, der wohl in der Regel darin besteht, Aufmerksamkeit zu wecken und aufrechtzuerhalten, wobei bewusst provozierende oder amüsierende Mittel gesucht werden.

Die Beiträge im zweiten Teil des vorliegenden Bandes widmen sich diesem Phänomen grundsätzlich und im letzten Beitrag auch dem Fall, dass sprachlich-textliches Abweichen politische Meinungsäußerung sein kann.

Sowohl in der Sprach- als auch in der Literaturwissenschaft gibt es ein neues Interesse an Fragen der *Hermeneutik*, d. h. des Verstehens und Interpretierens von Texten. Das ist erstaunlich und begrüßenswert zugleich angesichts der lange währenden „Verteufelung“ alles hermeneutischen Vorgehens als von Subjektivität und der Beliebigkeit geprägt. Hermanns und Holly (2007, 1f.) dagegen betonen die fundamentale Bedeutung der Hermeneutik als der Wissenschaft vom Verstehen von Sprache und Sprechen. Fasst man wie die beiden Autoren die Sprachwissenschaft als eine „Verstehenswissenschaft“ auf, eröffnet man die Chance, auch am Verstehensdiskurs anderer Disziplinen teilzunehmen. So würde ein hermeneutischer Ansatz, an literarischen Texten erprobt, die Potenzen der Sprach- und Literaturwissenschaft gleichermaßen herausfordern und könnte auf beide Bereiche anregend wirken und sie partiell wieder zusammenführen. Die Leistung der Sprachwissenschaft müsste es sein, Methoden der Textanalyse, die auf einem aktuellen pragmatisch-semiotisch-handlungsbezogenen Text- und Stilbegriff beruhen, beizusteuern und Textverstehen und -interpretieren auf der Basis neuen Wissens über kognitive Prozesse, über die Zeichenhaftigkeit von Texten und damit Eigenschaften des Verstehensprozesses zu erklären. Sprach- und Literaturwissenschaft sind sich darin wohl einig, dass im Verstehensprozess dem komplexen Zeichen, das ein Text darstellt, Sinn zugewiesen wird. Der Voraussetzung, dass es dabei immer schon um ein Interpretieren des Verstandenen zwischen Festigkeit und Offenheit von Bedeutung geht (Gardt 2007), galt die Kritik der Hermeneutikgegner und gilt heute die Zustimmung der Vertreter einer Hermeneutik-Renaissance. Mit diesem Ansatz rückt auch wieder der – lange vernachlässigte – künstlerische Einzeltext als sprachlich-schöpferische Leistung ins Zentrum der sprachwissenschaftlichen Aufmerksamkeit. Ähnliche Auffassungen begegnen uns in der Literaturwissenschaft. So fordert Weimar (2002) dazu auf, Texten alles an Verstehensmühen zugute kommen zu lassen, was das Verstehen benötigt und was der Text anbietet. Anders als bisher sollte nach meiner Auffassung ein hermeneutischer Ansatz neben den Kategorien *Verstehen* und *Interpretieren* auch das *Analysieren* einbeziehen. Dies ist eine vorwiegend im schulischen,

seltener auch im akademischen Unterricht, meist an literarischen, weniger an nichtliterarischen Texten geübte Kulturpraxis und eigentlich die unentbehrliche Grundlage für jedes wirklich textbezogene Interpretieren. Sie setzt an der Oberfläche der Texte an und sucht über deren Zeichenhaftigkeit den Einstieg in den Text. Dabei darf kein Element der Textoberfläche unbeachtet bleiben. „Ein linguistisches Interpretieren“ hat sich, so Gardt (2007, 278) mit einem holistischen Ansatz, um „Verfahren der Analyse zu bemühen, die sämtlichen Gestaltungsdimensionen des Textes, den Details seiner sprachlichen Mikro- und Makrostruktur, gerecht werden“. So wird empirisch das „Material“ erarbeitet, das Verstehen und Textinterpretation erst ermöglicht. Auf dieser Basis kann man herausfinden, wie ein Text gemacht ist und welche Wirkungspotenzen darin liegen, dass er gerade so gemacht wurde, wie er vorliegt. Analyse und Verstehen sind dabei ineinander greifende Prozesse. Will man sich dem Analysieren wieder ernsthaft zuwenden, sollte eine Besinnung auf die traditionellen Instrumentarien der Rhetorik (Figuren, Verfahren), auf die auch die „Neue Rhetorik“ zurückgreift, nicht fehlen (Fix/Gardt/Knape 2008). Auf diesem Gebiet haben beide – sprach- und literaturwissenschaftliche Stilistik – eine reiche Tradition. Erfahrungen der Vergangenheit können aufgegriffen und auf der Basis von Text- und Kognitionswissen aktualisiert werden. Hinzu kommt, dass das gesammelte Wissen der Sprachwissenschaft die Basis für die Textanalyse bilden muss, so z.B. Wissen über Grapheme, Morpheme, Lexeme, Wortbildung, Phraseme, über syntaktische Strukturen sowie Orthographie, Zeichensetzung und Rhythmisierung. Denn nicht nur die Figuren der Rhetorik (und diese nicht einmal an erster Stelle) sind für das Entstehen eines Text- und Stilganzen verantwortlich. Vielmehr ist jedes Element eines Textes daran beteiligt und verdient daher analytische Aufmerksamkeit. Mit einem solchen ganzheitlichen Zugriff auf den Text könnte die Hermeneutik die tradierte abwertende Einschätzung als „idealistisch“ und „subjektivistisch“, die sie aus meiner Sicht nicht verdient hat, widerlegen. *Hermeneutisches Erschließen und Interpretieren* werden als Operationen verstanden, die – auf der Basis umfassender Analyseergebnisse – vor allem literarischen Texten mit ihrem offenen Bedeutungsangebot gelten. Dabei geht es immer darum, die Teil-Ganzes-Beziehung, die ein Text darstellt, und das Mehr an Bedeutung, welches das Ganze gegenüber der Summe seiner Teile aufweist, zu erfassen. Dass Teil und Ganzes wechselseitig den Textsinn konstituieren, macht ein hermeneutisches Interpretationsverfahren erforderlich, in dem der vorgreifende Entwurf für ein Ganzes (Hypothese über ein Textverstehen) und dessen Überprüfung an Ein-

zelementen (Beleg für ein Textverstehen) zirkelhaft ineinander greifen, wobei beide Vorgehen sich im Verlauf der Analyse immer wieder korrigieren können. In dem Beitrag „Zugänge zu Textwelten“ wird das theoretisch erörtert und exemplarisch vorgeführt.

Darüber hinaus werden an anderen Beiträgen des dritten Teils im vorliegenden Band Analysen vorgestellt, in denen ich versucht habe, dem eben beschriebenen hermeneutischen Anspruch gerecht zu werden.

Zu *Zeichenhaftigkeit*, *Materialität*, *Medialität*, *Lokalität*: Die Kategorien ‚Medialität‘ und ‚Medium‘ spielen in der Auseinandersetzung mit Texten, auch mit literarischen, eine immer größere Rolle. Sie haben dabei fast die Funktion von Fahnenwörtern, wobei jedes von ihnen allerdings sehr Verschiedenes meinen kann, so dass – bliebe man beim bestehenden Umgang mit diesen Kategorien – Missverständnisse nicht zu vermeiden wären. Wie kann Kategorienklarheit geschaffen und welche Zugriffsmöglichkeiten auf literarische Texte könnten dadurch deutlich gemacht werden? Das ist eine Frage auch für die Sprachwissenschaft. Es sei vorangestellt, dass es keine kluge Entscheidung wäre, wegen der Unschärfe der Kategorien auf deren Gebrauch ganz zu verzichten. Argumente dagegen, wie man sie hören und lesen kann, wären z. B.: Texte können nicht „a-medial“ auftreten, sie brauchen Träger, sie sind auf materielle Darbietung angewiesen. Sie brauchen Institutionen, die ihre öffentliche Präsentation ermöglichen, und sie weisen auch andere als sprachliche Zeichen auf. Aus dieser Aufzählung wird ersichtlich, was alles – offensichtlich unsystematisch – landläufig als Medium betrachtet wird. Eine Entwirrung der Begriffsvielfalt wird möglich, indem man die Kategorie ‚Medialität‘ auf das Technologische festlegt (vgl. Habscheid 2000) und ihr die Kategorien Zeichenhaftigkeit, Materialität und Lokalität an die Seite stellt. Ein Vorgehen, das ich auch im Hinblick auf literarische Texte für angemessen und praktikabel halte. (Vgl. den Aufsatz im ersten Teil des vorliegenden Bandes: „Nichtsprachliches als Textfaktor“.)

Für literarische Texte ist das Phänomen der *Zeichenhaftigkeit* von besonderer Bedeutung. Texte existieren nie rein sprachlich, sondern es sind immer auch andere Zeichen an ihnen beteiligt. Das Zusammenwirken von Zeichen verschiedener Art, die einen Text erst wahrnehmbar machen und die gemeinsam Sinn anbieten, gilt zweifellos für alle Texte, ist aber für literarische mit ihrem besonders offenen Sinnangebot, ihrer ausgeprägten sprachlichen Dichte und ihren speziellen typographischen Dispositiven (z. B. typische Anordnung eines Gedichts auf einer Seite) von besonderer Bedeutung. So kann erst ein um

das Nichtsprachliche erweiterter Textbegriff der Spezifik literarischer Texte wirklich gerecht werden. Erst so werden auch die (aus literarischen Traditionen übernommenen) Ästhetisierungspraktiken in nichtliterarischen Texten beschreibbar. Die Gestaltung und formale Sichtbarmachung der sprachlichen durch nichtsprachliche Zeichen wird mit der speziellen Kategorie der *Materialität* gefasst. Das sind im Schriftlichen z. B. Typographie¹⁰, Anordnung der Zeichen auf dem Papier, Papiersorten, Farben, Tabellen, Bilder. Textsorten sind – neben anderem – auch durch ihre Materialität gekennzeichnet. So ist es z. B. relativ erwartbar, wie ein Gedicht typographisch gestaltet und auf dem Papier angeordnet ist. Das ist für das Verstehen und Interpretieren literarischer Texte von Bedeutung.

Für die Text- und Textsortenbetrachtung ist *Medialität*, sind die technischen Mittel der Übertragung und Speicherung der Informationen von Bedeutung. Es kann sich auf den Charakter des Textes auswirken, ob er digital gespeichert oder mit der Hand auf ein Blatt Papier geschrieben worden ist. Auch darin kann sich das Sinnangebot des Textes ausdrücken. Autoren bekennen sich zuweilen zu ihrem Medium des Schreibens – handschriftlich, Schreibmaschine oder Computer – als Teil ihres künstlerischen Konzeptes. Ein weiterer Fall der Bedeutung von Medialität für die Textbetrachtung ist zu nennen: Texte, die man zunächst einmal relativ unproblematisch einer traditionellen Textsorte zuordnen kann, begegnen auch als elektronische Fassung, unter derselben oder einer ähnlichen Textsortenbezeichnung (z. B. Rezension). Die Frage ist, ob es sich tatsächlich um dieselbe Textsorte handelt oder ob die elektronische Fassung streng genommen eine neue Textsorte hervorgebracht hat. Die Frage stellt sich verstärkt bei literarischen Texten, z. B. bei der Verfilmung von Literatur. Ist die Verfilmung eines Märchens ein Gattungswechsel, ist sie ein Medienwechsel, ein Kodewechsel oder finden alle diese Wechsel gemeinsam statt?

Bisher hat die Textlinguistik dem Faktum, dass Texte als einzelnes Textexemplar wie als Exemplar einer Textsorte auch durch den Ort ihrer Veröffentlichung, durch ihre *Lokalität*, bestimmt werden können, wenig Beachtung geschenkt.¹¹ Das sollte sich ändern; denn der „Ort“, an dem ein Text materialisiert ist, kann sich in verschiedener Hinsicht auf den Text auswirken. Er kann der Hervorhebung und Intensivierung einer Textfunktion dienen. Das ist

.....

10 ‚Typographische Dispositive‘ (vgl. Stöckl 2004, 5ff.)

11 Anders Sandig 2006.

z. B. der Fall bei der Anordnung von Gedichten in einem besonders „gedichtstypisch“ gestalteten Band. Der Ort kann aber auch Bedingung für eine Textsorte an sich sein. Die jeweilige Textsorte ist dann durch das Kriterium des Ortes, an dem der Text zu finden ist, definiert. Das gilt z. B. für die Textsorten Klaptext, Plakat, Graffito. Und schließlich kann der Ort auch die Textsortenzuordnung im konkreten Fall bestimmen. Man liest einen an einem ungewöhnlichen Ort veröffentlichten Text (Adressbuchauszug in einem Gedichtband) anders, als wenn man ihn in einer gewohnten Umgebung (Adressbuch) vorfindet. Das ist entscheidend für das, was im dritten Teil dieses Beitrags als „entkunstete Kunst“ behandelt wurde, die, um als Kunst überhaupt wahrgenommen zu werden, eines Kommentars und/oder der Aufstellung an einem „Kunstort“ (z. B. Ausstellungshalle, Galerie) bedarf. Die oben schon genannten ready-made-Texte von Horst Bienek z. B. brauchen, um als Gedichte wahrgenommen zu werden, neben dem – kommentierenden – Titel „Vorgefundenen Gedichte“ die Veröffentlichung in einem Buch, das das Layout eines Gedichtbandes aufweist. Das ist der die Gattung bestimmende Ort.

Abschließend sei noch wenigstens andeutungsweise noch auf die Folgen hingewiesen, die die *elektronischen Speicherungs- und Zugriffsmöglichkeiten* für die Auseinandersetzung mit literarischen Texten haben können. Für den Umgang mit großen Textmengen hat sich, ermöglicht durch diese neueren technischen Möglichkeiten, ein spezieller Teilbereich der Sprachwissenschaft – die Korpuslinguistik – entwickelt. Da es nun möglich ist, Korpora von zuvor nicht denkbarem Umfang zu erstellen, zeigen sich neue Möglichkeiten der Arbeit mit literarischen Texten, die sich aus der Menge des Materials ergeben. Großflächige Analysen, gezielte umfangreiche Suchvorgänge und Textvergleiche ermöglichen einen viel tieferen und systematischeren Einblick in Textzusammenhänge, als es früher möglich war. Die editorische wie die interpretatorische, die kulturhistorische wie die biografische Forschung können davon profitieren. Zu klären, wie sich die Problemsicht der Sprachwissenschaft durch diese neue Situation verändern kann, welche neuen Fragestellungen die Korpuslinguistik für die Analyse bereitstellt und wie sie die Zugänge zu großen Textbeständen methodisch in den Griff bekommt, gehört zu den aktuellen und künftigen Aufgaben der Sprachwissenschaft.

Aus der neuen medialen Situation ergeben sich weitere Folgen für die Betrachtung literarischer Texte. Eine ist deren mögliche Vermischtheit. Sie ist nicht an die elektronische Speicherung gebunden, wird durch sie aber erheblich begünstigt. Textfaktoren, die wir eigentlich verschiedenen Textsorten